

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 29

Artikel: Frank Buchser
Autor: A.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644552>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Frank Buchser-Ausstellung in der Kunsthalle Bern: Porträt des Generals Sutter.

Spornen zur Arbeit und notwendiger Entwicklung, Freude aneinander, starke unwandelbare Liebe, die durch das, was wir um sie zu leiden hatten, langsam sich zu klarem und unverwundbarem Kristall umformte, den nichts angreifen und trüben konnte. Nie wankten wir. Nie wünschten wir uns zu trennen, denn wir waren frei. Wir scheuten uns, auch nur leise an die Selbständigkeit des andern zu rühren. Jedes war ein Ganzes für sich, und dennoch jedes des andern Ergänzung. Darum kamen wir täglich mit Freude neu zusammen.

Unser Leben nach außen hätte eine Hölle sein können, wenn wir uns ihm gebeugt hätten. Das Elternhaus war uns verschlossen. So stark war aber mein Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Meinen, daß ich mir dieser Tatsache nie ohne Schmerz bewußt wurde. So stark war die eingewurzelte Liebe zu meinen Eltern, mochte sie auch mißhandelt, verachtet, verschüttet worden sein, daß ich nur mit Mühe die Tränen zurückhielt, gedachte ich ihrer. Meine Geschwister trafen mich nach meinem Bund mit Wolfgang Körner öfters auf der Straße. Wir blieben unwillkürlich stehen, sahen uns schmerzvoll an — und gingen weiter. Sie hatten den Mut nicht, gegen des Vaters Gebot mich zu begrüßen, und ich wollte sie nicht seinem Zorn aussetzen. Die Verwandten mieden mich. Sie sahen mir nach, wenn sie mir auf der Straße begegneten, und krauschten die Stirne oder rümpften unwillkürlich die Nasen, als wäre ich ausfällig. Die Bekannten sahen mir höhnisch nach, mit Abscheu im Gesicht, denn ich war eine Berrfemte geworden und auf dieselbe Stufe gestellt wie die Dirnen der Stadt. O Rahel, Rahel, niemand weiß, was ich auszustehen hatte, denn wenn auch mein Denken und mein unverbrüchlicher fester Wille vollkommen davon

überzeugt waren, daß mein Standpunkt der richtige sei, so wurde mein Gefühl dennoch immer und immer aufs neue verwundet, die alte Wunde stets wieder aufgerissen. Ich legte mich über all das mißachtende Gebaren hinweg, ich hatte wenig Achtung für die Blinden, die zwischen einem Schicksal und gewöhnlichem Leichtsinne nicht zu unterscheiden vermochten, und litt doch so unter dem allem, daß mir oft war, als gehe ich über Dornen und Disteln, wenn ich die Blicke der Vorübergehenden spürte. Es ist leicht, mit Heldennut zu beginnen, aber schwer, lange ein Held zu bleiben.

Ungefähr nach vier Jahren erhielt ich plötzlich durch Vermittlung eines verwandten Notars des Vaters Einwilligung zu meiner Heirat mit Wolfgang Körner. Das Vergernis, das seine Tochter gebe, die Gefahr, daß sogar die Polizei sich in das mißliche Verhältnis mischen könnte, bewogen den Ratsherrn Schwendt, entgegen seiner Ueberzeugung, dennoch sein Wort zurückzunehmen und seine Zustimmung zu dem unseligen Bündnis zu geben. Der Herr Ratsherr machte aber seiner Tochter und den Körner darauf aufmerksam, daß sie außer dem ihr demnächst zufallenden großmütterlichen Vermächtnis nichts zu erwarten habe. So lautete der Bescheid, den der Notar mir übermittelte. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Bald wurden wir getraut, aber für uns änderte sich nicht viel, wir blieben die Gemiedenen. Nun, wir waren stark genug geworden, es zu ertragen. Langsam wurde ich fest, unabhängig. Mein Mann war mir eine niemals wankende Stütze. Wir arbeiteten zusammen, er führte mich in seine Studien ein. Wir lernten zusammen Spanisch, denn er wollte um alter Archive willen nach Spanien für einige Zeit. Einer oder der andere der alten Freunde suchten uns auf — keine Frau betrat je meine Wohnung.

Da starb mein Vater. Ich wurde zu meinem großen Erstaunen zu seiner Testamentseröffnung gerufen, und erfuhr, daß mir wider alles Erwarten der auf mich fallende Rindes- teil voll ausbezahlt werden würde. Ach, hätte mein Vater mir mit seinem Geld das größere geschenkt, hätte er mir nur um eines Fingers Breite Verständnis entgegengebracht, wie unsäglich dankbar wäre ich ihm gewesen, und wie hätte ich alles Schmerzliche vergessen, und sein Andenken in Ehren halten wollen, lag es doch an seinen ererbten Anschauungen, in der Zeit, wie er sich mir gegenüber verhalten. Aber daß er mir keinen Gruß von seinem Sterbebette aus, kein Zeichen gesandt, daß er nie nach mir verlangt, das habe ich ihm nicht verziehen.

Äußerlich wandte sich nun unser Schicksal, denn mein Vater mußte sehr reich gewesen sein. Dies Haus „Zum blauen Vogel“ wurde mein Eigentum, und genug Geld, um nach unserer einfachen Weise ruhig und sorglos zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

Frank Buchser.

(Zur Ausstellung in der Kunsthalle Bern.)

„Franz war eine flotte Erscheinung, ein glänzender Gesellschafter, ein guter Reiter und Fechter, wie sein Bruder sagte: das Idealbild eines Caballero, der auf das zarte Geschlecht eine verführende Anziehungskraft ausübte.“ So steht Buchser vor uns in seinem Selbstportrait mit zwei Freunden (Los tres amigos), das im Jahre 1853 in Spanien entstanden ist. Temperament und starker Eigenwille sind Buchsers leitende Seelenkräfte gewesen. Dazu gesellte sich aber auch hohe Intelligenz und ein fester Wille zu ge-

ordneter, festumrissener Arbeit. Buchser hat, nach seinen Studien und Stützenbüchern zu schließen, jeden Augenblick ausgenützt, um, rasch und gewissenhaft beobachtend, Farbe und Form und vor allem auch Bewegung zu studieren. Er denkt gewissermaßen zeichnend, zwingt seine Hand zur strengen Gestaltung dessen, was sein Auge, Form und Erscheinung umführend, liebevoll abtastet. So wird sein Strich sicher, und es liegt z. B. eine große Meisterschaft in den flüchtigen Stierkampfszenen, die, voll sprühenden Lebens, so fest und bestimmt hingeworfen sind. Buchsers Stärke ist überhaupt die Fähigkeit, sich einfühlen zu können. Er fühlt sich ein in das Wesen einer bestimmten Landschaft. Er ahnt, erfährt und sammelt wie ein Wissenschaftler die Momente, die einer Landschaft Heimatgeruch verleihen und gestaltet als Künstler mit souveräner Beherrschung des Materials. Diese hohe und schöne Gabe mußte sich besonders im Portrait auswirken. Buchsers Bildnisse zeigen weit mehr als nur Ähnlichkeit und gute malerische Durchbildung. Sie umfassen gleichsam den Seelenkomplex des Dargestellten, verraten inneres Feuer und lebendigen Geist. Sie sind in hohem Maße selbst Leben, als ob sie sprechen würden: Ich bin! So sind Buchsers beste Stücke selbständige Wesen, Schöpfungen, zum Dasein gerufen durch die schaffende Kraft eines erleuchteten Geistes. Von innen heraus schaffte Buchser, der treibende Geist war es, der den Künstler zur Arbeit verpflichtete. Ihm mußte der rein äußerliche Lebensablauf als Faktor zweiten Ranges erscheinen, das will sagen: alle besondern Umstände, die das Leben bot, alle Zufälligkeiten des Wohnens, der Bequemlichkeit, des Erlebens spielten bei Buchser wohl keine so große Rolle und mußten sich dem einen großen, lebendigen Ziel unterordnen: Schaffen und Gestalten. So gehörte denn dem Unermüdlchen die ganze Welt. Wir finden ihn in Spanien, England, Marokko, Griechenland, Italien und



— Frank Buchser-Ausstellung in der Kunsthalle Bern: „Das Lied der Mary Blaine“.

Amerika und zwar oft auf sehr gefährlichen Pfaden. Als Mohammedaner verkleidet durchwandert er Nordafrika und bewegt sich auf Wegen, die damals Europäern verboten waren. Als Schlachtenmaler geht er im Feldzug der Spanier gegen die Kabylen bis in die vordersten kampfdurchwogenen Reihen, um seine Augen das Schauspiel wilden Pferdegetümmels und verbissenen Kampfes genießen zu lassen. Während seines fünfjährigen Aufenthaltes in Amerika treibt er sich viel in Indianerlagern herum und sucht mit besonderer Vorliebe seine Modelle unter den farbigen Völkern. Die letzten Jahre seines Lebens brachte Buchser dann in Feldbrunnen zu. Im Jahre 1890 erlag der kräftige Mann einer tödlichen Krankheit, die er sich wohl bei seinen vielen mühevollen Reisen geholt hatte.

Vor hundert Jahren geboren, gehörte sein Wirken aber schon der neuen Zeit an, die zu den neuesten Zielen in der Malerei hinüberleitete. Buchser gehörte vermöge seines vorwärtsstrebenden, freien Wesens zu den Bahnbrechern unter der Künstlerschaft. Nicht zuletzt hat er durch seine erfolgreichen Bemühungen um die Schaffung eines jährlichen schweizerischen Kunstcredits mitgeholfen, der aufstrebenden jungen Künstlergeneration bessere Entwicklungsmöglichkeiten zu verschaffen.

Die heutige Ausstellung will zu ehrendem Gedenken aufrufen und uns zugleich Gelegenheit geben, die reichen Früchte eines bewegten, arbeitsreichen Künstlerlebens zu überblicken. Wenn wir die bilderreichen Wände überschauen, werden wir unter den Kunstwerten da und dort ein Kleinod finden, das Buchsers Wesen mehr als irgend ein anderes Werk in sich trägt; dann kommt uns unwillkürlich ein Ausspruch Amiets in den Sinn, der das Wesen höchsten künstlerischen Schaffens umreißen mag: Wenn ich mich ganz hingabe, mich ganz von der Erscheinung der Dinge erfüllen lasse und wunschlos wiedergebe, was mich erfüllt und bewegt, dann male ich



— Frank Buchser-Ausstellung in der Kunsthalle Bern: „Der Kuß“.



Frank Buchser-Ausstellung in der Kunsthalle Bern: „Pifferari“.

etwas Gutes. — Das haben beide Künstler, Buchser und Amiet, gemein: Sie lauschten auf die innere Stimme und haften die Kompromisse. A. H.

Die „Saffa“.

Erste schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit in Bern
26. August bis 30. September 1928.

Von allen Wänden leuchtet bereits das Werbeplakat der „Saffa“, das mit seiner klaren Dreiteilung mitteilt, daß die hellsten Frauentöpfe des Schweizerlandes in der Stadt des hochragenden Münsters eine klug und sorgfältig geordnete Schau der Frauenarbeit zusammengestellt haben. Daß es sich dabei nicht nur um Produkte der Frauentöpfe, sondern mehr noch um solche fleißiger und geschickter Frauenhände handelt, läßt der Text des Plakates schließen, der seinerseits mit der Präzisierung „Ausstellung für Frauenarbeit“ auch wieder mehr einschließt, als auf den ersten Blick zu erkennen ist.

Genau und ausführliche Antwort auf all die Fragen, die das große Plakat aufweckt, gibt der hübsche rotberänderte Faltenprospekt der „Saffa“, ein kleines Musterwerklein sachlicher und schicker Reklame. Wir glauben unsern Lesern am besten zu dienen, wenn wir sie anhand dieses Prospektes und mit seiner Methode über die „Saffa“ orientieren.

Wer hat die erste Schweiz. Ausstellung für Frauenarbeit ins Leben gerufen? fragt das Blatt und antwortet gleich: Die schweizerischen Frauenvereine. Wir haben demnach in der „Saffa“ eine erste machtvolle Kundgebung der organisierten schweizerischen Frauenschaft zu erblicken.

Warum und zu welchem Zwecke. Antwort: Die „Saffa“ soll die Arbeit der Schweizerin in den verschiedenen Arbeitsgebieten und deren volkswirtschaftlichen Bedeutung darstellen. Was bisher von hunderttausend

pflichtbewußten oder notgetriebenen Frauenhänden in aller Stille und Unbeachtetheit geleistet wurde, soll einmal ans Licht gezogen und aller Welt gezeigt werden. Es ist zu hoffen, daß eine solche Schau nicht ohne Einfluß bleiben wird auf die Wertung und Entlohnung der Frauenarbeit. Wobei nicht zu übersehen ist, daß die volkswirtschaftlich und kulturell wertvollste Arbeit, die die Frau als Mutter und Erzieherin der kommenden Geschlechter leistet — in treuer, aufopfernder Hingabe ihrer ganzen seelischen und körperlichen Kräfte leistet — an dieser Ausstellung nicht zur Darstellung kommt und nicht kommen kann, weil sich Mutterliebe, Mutterorgen und Mutterhoffen — Kräfte, ohne die die Welt nicht bestehen könnte — überhaupt nicht darstellen lassen. Und gerade diese wertvollste Frauenarbeit kann von keiner Lohnformel erfaßt werden, die Frauenlohn und Männerlohn zueinander in Relation setzt. Die Frauenfrage, nach der materiellen Seite befehen, ist eine Erziehungsfrage und wird es immer bleiben. Die Stellung der Frau in einem Volk ist der Spiegel seiner Kultur.

Die erzieherische Seite der Ausstellung erachten wir darum als die wichtigste auch bei der „Saffa“; sie ist es bei einer jeden Ausstellung. Indem die Frauen einander ihre Arbeiten zeigen, belehren sie sich gegenseitig und geben sich Anregungen. Um diesem Zwecke der Weiterbildung gerecht zu werden, mußte die Ausstellungsleitung von ihrem Grundsatz, daß nur Arbeitsprodukte von Frauen ausgestellt werden sollten, abweichen da, wo den Besuchern die Hilfsmittel, die heute der Frau bei ihrer Arbeit im Heim, im Beruf, im Garten und in der Landwirtschaft zur Verfügung stehen, vor Augen geführt werden sollen. Denn selbstverständlich durften hier die Haushaltsmaschinen und all die von Männerhand erstellten großen und kleinen Gegenstände, die zu einem neuzeitlichen Haushalte gehören, oder die ein Berufsbetrieb heute erfordert, nicht fehlen. Aber an dieser vernünftigen Inkonsequenz werden sich gerade die Besucher am wenigsten stoßen, die um die innern Zusammenhänge in der Arbeitsgemeinschaft zwischen Mann und Frau schon vor der „Saffa“ wußten.

Die Frage, wie die „Saffa“ die Frauenarbeit und ihre Hilfsmittel darstellen wird, fängt heute, da auf dem Viererfelde hinten am Bremgartenwald die Ausstellungsbauten aus dem Boden gewachsen sind und die ersten Gartenanlagen entstehen, an, lebhaft zu interessieren.

Die Ausstellung ist über ihren ursprünglichen Plan weit hinausgewachsen. Statt der vorgesehenen 10,000 Quadratmeter Areal beanspruchen die Ausstellungshallen 26,000 Quadratmeter Baugrund, nicht mitgerechnet den für die Restaurants und die Administration benötigten Raum. Das ganze Ausstellungsareal umfaßt 94,000 Quadratmeter. Vom nicht überbauten Teil wird neben den Wegenanlagen ein wesentlicher Teil beansprucht durch Garten- und Rasenanlagen.

Der Ausstellungsstoff ist in 14 Gruppen geordnet, die da sind: I. Hauswirtschaft, II. Landwirtschaft und Gartenbau, III. Gewerbe, IV. Freie Kunst und Kunstgewerbe, V. Industrie und Heimarbeit, VI. Hilfsmittel, VII. Handel, Hotelwesen, öffentliche Verwaltung und verschiedene Berufe, VIII. Wissenschaft Literatur, Musik, IX. Erziehung, V. Soziale Arbeit, XI. Gesundheits- und Krankenpflege, XII. Historik, XIII. Amateurarbeiten, XIV. Aus der Arbeit der Schweizerinnen im Ausland.

Der Generalbauplan ist von der Zürcher Architektin Fräulein Lux Guyer verfaßt; ihr stand eine von Stadtbaumeister Hüller präsiidierte Baukommission zur Seite. Die Bauausführung steht unter der Leitung der Berner Architekturfirmen Karl Indermühle und v. Sinner & Beneler.

Das hervorstechendste Merkmal des Planes ist die Auflösung der bisher üblichen großen Ausstellungshallen in eine